

Editorial

Psychotherapieforschung in der klinischen Praxis hat in den letzten Jahren in der öffentlichen Diskussion zunehmend Platz gefordert. In Österreich wurde diese Entwicklung nicht zuletzt durch das Psychotherapiegesetz vom 1. 1. 1991 in die Wege geleitet. Seither ist die Trennung von Psychotherapieausbildung und Universität nicht alleine eine faktische Realität, sondern eine legislative. Gleichzeitig wurde den Ausbildungsvereinen gesetzlich verordnet, nicht nur wissenschaftlich fundiertes Wissen zu vermitteln, sondern auch ihre eigene wissenschaftliche Tätigkeit jährlich dem Bundesministerium für Gesundheit kundzutun. Damit wurde die Frage aktuell, ob und in welchem Ausmaß AusbilderInnen selbst wissenschaftlich tätig sein müssen und wie ihre wissenschaftliche Reflexion zu dokumentieren sei.

Die Diskussion, inwieweit praktizierende PsychotherapeutInnen gleichzeitig ForscherInnen sein können, ist innerhalb der Psychotherapieforschung über 30 Jahre alt. Kiesler (1971) vertritt in der 1. Ausgabe des *Handbook of Psychotherapy and Behaviour Change* die Meinung, dass in der Psychotherapie zwischen Artisan-ship (Kunsthandwerk) und Wissenschaft zu unterscheiden sei. Auch Orlinsky (1999) weist auf Unterschiede zwischen wissenschaftlichen Theorien und klinischen bzw. psychotherapeutischen Behandlungstheorien hin. Das Ziel der klinischen Theorie sei es Erkenntnisse von Therapeuten für die Behandlung der Patienten zur Verfügung zu stellen. Klinische Theorien enthalten Konzepte mit deren Hilfe Beschwerden und Verhaltensweisen des Patienten dahinterliegenden Problemen zugeordnet werden können. Eine wissenschaftliche Theorie hingegen hat das Ziel zur Durchführung einer kontrollierten klinischen Studie anzuleiten. „Wissenschaftliche Theorien umfassen eine systematische Zusammenstellung von Variablen und Operationalisierungsanweisungen, wodurch der Forscher komplexe Phänomene vereinfachen und charakteristische Merkmale systematisch beobachten kann.“ (Orlinsky, 1999, S. 32). PsychotherapeutInnen hingegen, interessieren sich überwiegend für lebensnahe Unterschiede zwischen einzelnen Personen bzw. sozialen Gruppen. Sie sind fasziniert von den individuellen Unterschieden, die sie dabei finden. Dieser Zugang unterscheidet sich von jenem der experimentellen Forschung, wo individuelle Unterschiede eher unerwünscht sind, da sie die Aussagekraft bezüglich einer Hypothese zumeist eher mindern als steigern. Hier konkurriert das Ziel der Forschung nach generalisierbaren Aussagen, mit der Forderung der klinischen Praxis jede PatientIn individuell und unabhängig behandeln zu können. Daraus lässt

sich auch der enorme Widerstand der Berufsgruppe verstehen, ihr diagnostisches und therapeutisches Vorgehen an Manualen zu orientieren und Standardisierungen vorzunehmen. Damit hängt wiederum unmittelbar zusammen, dass psychotherapeutisches Arbeiten und Denken für „Nicht-Eingeweihte“ kaum transparent gemacht werden kann, was wiederum die Skepsis unserem Handeln gegenüber fördert.

Unabhängig von der psychotherapeutischen Methode ist Psychotherapieforschung eine hochprofessionelle Tätigkeit, die entsprechend der sozialwissenschaftlichen Forschungsmethodik von einer unabhängigen Person durchgeführt werden sollte. Da es sich bei Psychotherapieforschung heute um ein komplexes Forschungssystem handelt, findet Forschung in der Regel als Teamarbeit statt.

Die differenzierten Forschungsdesigns, die dabei angewendet werden, gleichgültig ob es sich um quantitative oder qualitative Forschung handelt, entziehen sich in der Regel den Möglichkeiten des Arbeitsaufwandes einer/eines niedergelassenen PraktikerIn. Psychotherapieforschung wird heute meist von Personen betrieben, die eine akademische Ausbildung absolviert und eine psychotherapeutische Ausbildung abgeschlossen haben. Zumeist sind sie Mitglieder von Forschungsgruppen, die einen regelmäßigen Gedankenaustausch pflegen. Die Ausbildung zum/zur psychotherapeutischen PraktikerIn beinhaltet in Österreich zwar durch das Psychotherapeutische Propädeutikum ein Minimum an Forschungsvorbildung, aber keineswegs eine Ausbildung zur PsychotherapieforscherIn. Wie wir aus einer Erhebung über das Psychotherapeutische Propädeutikum wissen (Jandl-Jäger et al., 1998) gehört Psychotherapieforschung auch zu jenen Themenbereichen des Psychotherapeutischen Propädeutikums, die von 80% der PropädeutikumsteilnehmerInnen als „ersatzlos zu streichen“ bezeichnet wurden (Jandl-Jäger et al., 1998, S. 86). Von den im AKH arbeitenden akademischen PsychotherapeutInnen verwenden alle ihre psychotherapeutische Qualifikation für die Forschung, selbst dann, wenn sie im AKH nicht psychotherapeutisch tätig sind (Ringler et al., 1998).

Von den PraktikerInnen wird wiederholt kritisiert, dass Forschung und ihre Ergebnisse zu weit vom konkreten Fall entfernt seien und daher für sie weder interessant noch verwendbar seien. Forschung wird unserer Erfahrung nach nicht selten so wahrgenommen, dass sie – die PraktikerInnen – ihre Arbeit zur Verfügung stellen und die Forscher mit dieser, ihrer Arbeit dann Karriere machen. Gleichzeitig stieg in den letzten Jahren aber das Bewusstsein, dass Psychotherapie ihren Nutzen

unter klinischen Bedingungen unter Beweis stellen muss. Nicht zuletzt Grawes teilweise auch polemisch gehaltene Auseinandersetzung (Grawe et al., 1994) führte zu der dringend notwendigen Problematisierung fehlender Ergebnisforschung in der psychotherapeutischen Gemeinschaft. Fehlende Forschung bedroht nicht allein die universitären Einrichtungen, sondern in hohem Maße auch jene, die im Feld arbeiten. Zudem gehören in Österreich die überwiegende Mehrzahl der PraktikerInnen Psychotherapierichtungen an, die an den Universitäten nicht oder kaum und dann erst seit wenigen Jahren vertreten sind. Aus dieser Perspektive entwickelten sich Überlegungen/Forderungen, dass die Forschungsinteressen der PraktikerInnen mehr berücksichtigt werden sollten. Sie wollten mehr Mitspracherecht sowohl hinsichtlich der Forschungsthemen als auch der eingesetzten Forschungsinstrumente. Auf Seiten der ForscherInnen nähren solche Anliegen die Sorge, dass dadurch eigene Forscherinteressen zu kurz kommen könnten.

Dem Thema Forschung für und in der Praxis ist Aktualität nicht abzuspochen. Psychotherapie ist auch unter den bestehenden ökonomischen Bedingungen gezwungen, nicht nur ihre Wirksamkeit nachzuweisen, sondern auch das psychotherapeutische Tun für Außenstehende nachvollziehbar und belegbar zu machen. Darüber hinaus haben sich in den letzten Jahren auch Veränderungen auf der KlientInnenseite ergeben. KlientInnen verhalten sich zunehmend gleichrangiger und formulieren ihren Anspruch nach Information und Bewertung über die empfohlenen Therapievorhaben. Diesem Verlangen können PsychotherapeutInnen oft nur sehr begrenzt nachkommen, weil auch ihnen aufgrund der Forschungsergebnisse und einer Ausbildung, die sich auf eine einzelne fachspezifische Methode beschränkt, eine ausreichende Orientierung fehlt.

Forschung in, mit und für die Praxis ist dennoch kein ausschließliches Problem von PsychotherapeutInnen. Probleme der Übertragbarkeit von Forschungsergebnissen, die in einem universitären Rahmen gewonnen wurden in eine klinische Praxis von TherapeutInnen, die Basisarbeit verrichten, ist auch in der Medizin wohlbekannt. Allerdings hat sich dort eine stärkere Arbeitsteilung herausgebildet. Auch ist das medizinische System in einer Weise strukturiert, dass es leichter ist, in einem angemessenen Zeitraum notwendige Fallzahlen zu generieren. Aber auch in der Medizin werden zunehmend PraktikerInnen in Forschungstätigkeiten einbezogen. Allerdings handelt es sich dabei überwiegend um Medikamentenprüfungen, die einem klaren Schema folgen. Wenn wir Psychotherapieforschung in der Alltagspraxis fordern, so tauchen eine Reihe von Fragen auf: Wieso sind die universitären Einrichtungen nicht imstande, diesen ihren Auftrag zu erfüllen? Versuchen Universitäten einen Teil ihrer Arbeit an andere abzugeben/abzutreten/zu delegieren? Ist es Teil eines neuen neoliberalen Konzepts, indem die Universitäten sagen,

dass diejenigen, die aus ihrer Forschung profitieren, auch ihren Beitrag leisten sollen, indem sie nach ihren Möglichkeiten mitarbeiten?

Die Spaltung Universität – freie Praxis ist in der Psychotherapie vielleicht noch ein wenig größer als in anderen therapeutischen Disziplinen, weil Psychotherapie ihre universitäre Anerkennung erst errungen hat, nachdem sie außerhalb der Universitäten entwickelt wurde und ihren festen Platz errungen hatte. Daher ist die Ambivalenz zur Kooperation mit der Universität und den wenigen KollegInnen, die dort eine Anstellung/Heimat gefunden haben, noch ein wenig größer. Schließlich trägt die Universität auch zur Ausbildung der PsychotherapeutInnen i. S. eines Curriculums wenig bis nichts bei.

Wir haben uns bemüht, Beiträge anzuwerben, die die Bedeutung eines kritischen Selbstverständnisses des eigenen psychotherapeutischen Handelns und ausführlicher Rückmeldungen anhand von Forschungsergebnissen für die psychotherapeutische Tätigkeit darlegen. Gleichzeitig gilt es hervorstreichend, dass es sich bei den beschriebenen Kooperationen mit PraktikerInnen um Pionierarbeiten handelt. Zum Thema Psychotherapieforschung in und für die Praxis kann dieses Heft als Berichterstattung über diesbezügliche Versuche in der Praxis verstanden werden. Ein besonderes Anliegen war uns, jene Bemühungen der letzten Jahre zu Wort kommen zu lassen, wo einzelne hochmotivierte Personen es geschafft haben, KollegInnen zur Kooperation zu motivieren. Die Berichte weisen darauf hin, dass sich aktive und passive Kooperation lohnt.

Elisabeth Jandl-Jäger und Marianne Ringler

Literatur

- Grawe K, Donati R, Bernauer F (1994) Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession. Hogrefe, Göttingen
- Jandl-Jäger E, Elias J-G, Gindl M, Hanschitz A, Hartl M, Ringler M (1998) Evaluation Psychotherapeutischer Propädeutika. Schriftenreihe der Universitätsklinik für Tiefenpsychologie und Psychotherapie der Universität Wien, Wien
- Kiesler DJ (1971) Experimental designs in psychotherapy research. In: Bergin AE, Garfield SL (eds) Handbook of psychotherapy and behavior change. Wiley, New York
- Orlinsky D (1999) Learning from many masters. In: Petzold H, Märtens M (Hrsg) Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis, Bd 1. Leske + Budrich, Opladen
- Ringler M, Stemberger G, Binder-Krieglstein A (1998) Einsatz und Arbeitsbedingungen des psychotherapeutisch qualifizierten Personals am AKH Wien. Endbericht, Kammer für Arbeiter und Angestellte Wien

Korrespondenz: Prof. Dr. Elisabeth Jandl-Jäger, Universitätsklinik für Tiefenpsychologie und Psychotherapie der Universität Wien, Währinger Gürtel 18–20, A-1090 Wien, Österreich.